

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt

Täglich 3 Ausgaben

Abonnemente:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich bei der Administration oder Abgabe	Fr. 2.50	6.50	12.50	25.00
Durch die Austräger ins Haus gebracht	3.30	8.50	16.20	31.00
Schweiz Bestellung beim Postbureau	3.30	9.00	16.50	32.00
Posta unter Privatadresse (Streifenband)	4.00	11.50	22.50	44.00
Ausland (ausgen. Post. Schweiz u. S. A.) Bestellung und Ansfahrt über Preis beim Postbureau	6.50	18.00	34.50	68.00
Posta unter Privatadresse (Streifenband)	6.50	18.00	34.50	68.00

Redaktion u. Expedition: Felsenstr. 11
 Druckerei: Soethelstr. 10, Volkshaus VIII/5144
 Verlags-Abteilung: Volkshaus VIII/5602
 Administration: Theaterstr. 3, VIII/645

Annoucen:
 Die einpaltige Grundseite 60 Rp.
 Lokale Geschäftsbelegungen 50 Rp.
 Anzeigen ausländischer Verleger 75 Rp.
 Reklamen per Zeile Fr. 2.50

Annoucen-Abteilung: Theaterstr. 3, Volkshaus VIII/126
 Filiale: Bahnhofstr. 64, Telephon 52.443

Telephon: 27.100, Eihlofsfach Nr. 660 und 922

Die Scheidemünzen vor dem Parlament

* Bern, 28. Februar.

Die Leser der „N. Z.“ sind unterrichtet über die Gründe, welche die Anhänger der Nidelscheidmünzen einerseits und die Befürworter der Silberscheidmünzen andererseits ins Feld führen. Nach den kürzlich getroffenen Entscheidungen der nationalrätlichen Kommission für das eidgenössische Münzgesetz kam die Kontroverse noch einige Zeit, vielleicht noch einige Jahre dauern. Wohl hat die Kommissionsmehrheit ihren früheren Beschluss, die Zwei-, Ein- und Halbschweizerfranken aus Nickel zu prägen, umgestürzt und sich für die Beibehaltung der Silberscheidmünzen entschieden. Dagegen will sie in einem Zusatzartikel der Gesetzesvorlage der Bundesversammlung das Recht einräumen, den Uebergang zur Nidelprägung zu beschließen. Das bedeutet, daß der Entscheid nicht bald und daß er nicht unter Mitwirkung des Volkes zu fassen braucht.

Der Verzicht auf eine sofortige und definitive Regelung der unstrittenen Frage ist nicht ein Verzicht auf die Nidelprägung an sich, sondern eine Anpassung an technische und praktische Notwendigkeiten. Ueber die Verkleinerung des Fünfschweizerfrankens ist man einig, über das Metall der Scheidemünzen noch nicht. Wollte man mit der Neuprägung des Fünfschweizerfrankens warten bis die Nidelprägen zur Nidelprägung beschleunigt sind, so wäre das Zustandekommen des Münzgesetzes weidlich verschlept. Uebrigens hat auch der Fünfschweizerfrank aus Nickel seine Anhänger in der nationalrätlichen Kommission, und ihnen gestehen die Freunde der Silberscheidmünzen zu, daß eigentlich der Uebergang zu einer vollständigen Serie aus Nidelscheidmünzen konsequenter und logischer wäre als eine besondere Behandlung des Fünfschweizerfrankens, nachdem dieser einmal zur Scheidemünze degradiert wurde. Für eine Verschiebung des Entscheides ob Nickel oder Silber zur Nidelprägung, Fränkler und Fünfschweizerfrankenspricht die technische Unmöglichkeit, die Umwandlung des Fünfschweizerfrankens in sein verkleinertes Format und die Neuprägung der Nidelscheidmünzen gleichzeitig vorzunehmen.

Durch die neuesten Kommissionsbeschlüsse wird der Nationalrat vorläufig der Aufgabe enthoben, das Format und die Gestalt der Nidelscheidmünzen zu bestimmen. Die eidgenössische Münzstätte hat eine ganze Reihe von Münzprägungen hergestellt, in denen die Auswirkung der verschiedenen Anregungen veranschaulicht wird. Bekanntlich bereitet das Fünfschweizerfrankenstück der einfachen Lösung am meisten Mühe. Seine Größe muß zwischen dem Franken und dem Zwanzigergrappenstück liegen. Der Bundesrat sagt sich wohl mit Recht, daß der Verzicht auf das eine oder andere der beiden Stücke, Fünfschweizerfrankens, sehr unpopulär wäre; den Zweischweizerfranken bezeichnet das Finanzdepartement geradezu als die beliebteste und bequemste Münze. Will man nun nicht unnatürliche Größenunterschiede schaffen und nicht als Ziel ändern, so drängt sich ein Halbschweizerfrankensstück auf, das einen Millimeter mehr Durchmesser als das Zwanzigergrappenstück und einen Millimeter weniger Durchmesser als der Franken hat. Das Unterscheidungsmerkmal soll

in breiten Kerben am Rande bestehen. Der glatte Rand des Zwanzigers und der gerippte Rand des Frankens beugen Wertverstellungen hinlänglich vor. Daß sich mit dem vergrößerten Nidel-Halbschweizerfranken ein sehr gefälliges Münzstück schaffen läßt, hat eine Probenanfertigung der bekannten Firma Huguenin bewiesen; das etwas lobliche zwölffache Stück dürfte angesichts der eleganten Mundmuster bereits verabschiedet sein. Sollte es einmal ernst gehen mit der Nidelprägung, so kann ein Kampf der Geschmacksrichtungen angehen, der nicht minder hartnäckig wird als die gegenwärtige, hauptsächlich von Technik, Wirtschaft und Psychologie beherrschte Kontroverse.

Ob die Kommissionsanträge wirklich zu einer raschen Erledigung des Gesetzes führen, scheint noch ungewiß. Nimmt man an, der Nationalrat stimme dem Artikel zu, der den späteren Uebergang zu den Nidelscheidmünzen der Bundesversammlung anheimstellt, so entsteht eine Differenz zum ständerätlichen Entwurf, von der man nicht weiß, ob sie besser aufgenommen wird als die sofortige Verjüngung der Nidelprägung. Vielleicht ist man in der Kommission erst so weit wie heute. Auch gibt es im Lager der Silberwie der Nidelstreunde so entschiedene und festgezurzelte Auffassungen, daß heute ein Verzicht auf die Anrufung des Referendums noch nicht bestimmt zu erwarten ist. Bei dieser Aussicht auf eine Verzögerung im Zustandekommen des Münzgesetzes werden die Referenten im Nationalrat wohl ihren Kollegen in Erinnerung rufen, daß über die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit einiger Reformpunkte alles einig ist. Dazu gehört der Uebergang der Schweiz zur reinen Goldwährung, die Degradierung des Fünfschweizerfrankens zur Scheidemünze und die Verkleinerung des Fünfschweizerfrankens. Wenn das Finanzdepartement in der Sitzung der nationalrätlichen Kommission sich dahin äußerte, man sollte die Münzreform auf diese Hauptpunkte beschränken und die Lösung des Nidelproblems späteren Jahren überlassen, so geht der Kommissionsbeschluss in gegenteiliger Richtung; er gründet sich auf die Erwartung, daß die Verhältnisse, namentlich die weitere Entwicklung des Silbers, bald den Uebergang zur Nidelprägung notwendig machen werden.

Politische Erbschaften

Eine neue Flut sozialistischer Wahlkämpfe ist in Zürichs Häuser gedrungen: eine vierjährige Druckschrift mit dem Titel: „Das rote Zürich marschieren“ und mit dem Schluß: „Die rote Mehrheit muß bleiben!“ Der Inhalt des Heftes hat den Zweck, die Bilanzleistungen darzustellen, deren sich die rote Mehrheit der Stadtverwaltung im Rückblick auf die letzten drei Jahre rühmen will. Dabei ist es für die Verfasser kein großes Kunststück, all die Vorzüge der städtischen Einrichtungen und Unternehmungen und die trefflich geordneten Verhältnisse in der Verwaltung als das Werk der Sozialdemokratie auszugeben, selbst da, wo, wie bei den industriellen Betrieben — Gas-, Elektrizitäts- und Wasserversorgung und Straßenbahn — ein bürgerlicher Vorstand das Amt leitet. Auch macht es den roten Propagandisten keine Mühe, dergleichen zu tun, als ob alles das Werk der letzten Jahre wäre; sie vergessen das Werk der letzten

mit gutem Grund, daß sie die glücklichen Erben derer sind, die die Grundlage der heutigen Verhältnisse schufen. Und doch ist es so, und so gemahnt denn die neueste Druckschrift an ein Erbschafts-Inventar, das die glücklichen Erben mit wohligen Gefühlen betrachten.

Sie waren zwar einst keine Freunde der Einrichtung des Erbes, die Herren Sozialdemokraten; nun sich die Dinge wenigstens in dem Besitz des Regiments über die Stadt Zürich, geändert haben, versteht man sich anzupassen, was um so leichter fällt, als man rasch gemerkt hat, daß der Besitz einer schönen Erbschaft und das Verfügungsrecht darüber eigentlich gar nichts Unangenehmes ist. Und man versteht es wirklich ausgezeichnet, sich in die neue Lage zu fügen — und sich mit dem zu schmücken, was von andern stammt. „Zürich, deine Wohlthaten erhalten dich!“ — selbst diesen alten Spruch, der das Lob der Zürcher Bürgerschaft seit alten Zeiten pries, hat man „geerbt“ und verwendet ihn ohne Scheu zur Charakterisierung des roten Zürich! Es fehlt bloß noch der Beweis, daß Wohlthätigkeit und Sozialdemokratie von jeher gleichbedeutend gewesen sei; ein Beweis aber, der auch den roten Schlangenfängern schwer fallen müßte, sobald sie ihn etwa auf die Stifter der wohlthätigen Anstalten, Fonds und Stiftungen des alten Zürich anwenden müßten. Von diesen kostbaren Stücken der Erbschaft sagt die rote Propagandaschrift wohlweislich nichts. Gewiß kann das moderne Zürich mit diesem erbten Vermögen aus alter Zeit nur einen Teil seiner gemeinnützigen Aufgaben erfüllen; gewiß ist es zutreffend, wenn man mit Stolz die hervorragenden Leistungen neuester Zeit auf dem Gebiete der allgemeinen Wohlfahrt, der Fürsorge für Arme und Kranke, des gemeinnützigen Wohnungsbaues erwähnt; echt sozialdemokratische Unberührtheit aber braucht es, um all diese mit den Mitteln des gesammelten Volkes geschaffenen Werte als die Leistungen der roten Mehrheit darzustellen, obgleich nicht bestritten werden kann, daß bei allen diesen Unternehmungen und Schöpfungen auch die bürgerlichen Parteien und das bürgerliche Volk in den Räten und in den Gemeinderäten munter freudig mitgewirkt haben. Wenn es einmal nicht freudig geschehen ist, wie bei der Erwerbung des Herrschaftsitzes Goldenberg am Zürichsee zur Errichtung eines Heims für mittellose alte Leute, so hat ja auch die Folge gezeigt, daß die Opposition sehr auf begründet war, ist doch der Besitz und der Betrieb dieses Heims zu einer unverantwortlichen Verschwendung städtischer Geldmittel geworden. Dies zu beweisen, würden Feststellungen aus der Betriebsrechnung genügen. Man sagt prophig: „Den schönsten Herrnsitz dem Voss!“ — und scheut sich nicht, die Pensionäre hier auf Kosten der Stadt teureres Geld verfügen zu lassen, als es sich reiche Leute in Luxushotels leisten können. Man hat ja geerbt! Aber wie haben ja doch, wie es weiter heißt, „geordnete Finanzen“. Daß die Pflege der Wohlfahrt bereits eine Steuererhöhung notwendig gemacht hat, das steht an einem andern Orte und hindert die Herren gar nicht, den „gewissenhaftesten Finanzhaushalt“ rühmend hervorzuheben.

Wir werden Gelegenheit haben, auf andere Teile des roten „Erbschaftsinventars“ zurückzukommen. Auf alle Fälle sollte es jeder Bürger, der es richtig liest und keine Neigung hat, sich blenden zu lassen, erkennen, wie die Dinge

in Wirklichkeit liegen, besonders auch, welche wichtigen Anteil das Bürgerium Zürichs an der gedeihlichen Entwicklung unserer Stadt hat und wie dringend nötig es ist, daß dieses Bürgerium den Weg mitbestimmt, auf dem Zürich marschieren — das ganze Zürich, nicht nur das rote Zürich!

Eidgenossenschaft

Zollerhöhung auf Baumwollgewebe

Bern, 3. März. * Die schon seit langem herrschende internationale Textilkrise hat die Schweiz mit aller Schärfe erfaßt. Die Folgen blieben denn auch nicht aus, indem bereits eine große Anzahl Stühle in der schweizerischen Baumwollweberei stillgelegt worden sind. Ohne vermehrten Schutz war zu befürchten, daß die schweizerische Calicotweberei größtenteils zu völligem Betriebsstillstand gezwungen worden wäre, ebenso die sie beliefernden Spinnereien, was für Tausende von Arbeitern die gänzliche Arbeitslosigkeit zur Folge gehabt hätte. Aber auch in der Mittelfeinweberei, ferner in der Putz- und Grobweberei haben sich die Verhältnisse in den letzten Monaten außerordentlich verschlechtert.

Die genannten Industrien leiden unter dem stark gestiegenen Import; aber auch da, wo ein solcher zahlenmäßig noch nicht bedrohlich erschien, vollzog er sich zu Preisen, die vielfach die Natur von Dumpingpreisen annehmen. Der Bundesrat konnte es daher nicht mehr verantworten, zuzusehen, wie ein Betrieb nach dem andern zu immer weitergehender Betriebseinschränkung, ja sogar völliger Schließung gezwungen wurde. Er hat daher, gestützt auf das einstimmige Gutachten der Zolltarifkommission, in der alle wichtigeren Wirtschaftsgruppen vertreten sind, mit Wirkung ab 10. März die schweizerischen Baumwollgewebe, Zölle, die herkömmlich von ganz Europa gehören, erhöht.

Mit dieser Maßnahme wird ausschließlich bezweckt, die leistungsfähige schweizerische Produktion gegenüber Importen aus solchen Staaten etwas besser zu schützen, die bei den dort bestehenden außerordentlichen Produktionsverhältnissen, namentlich wegen der bis zur Hälfte niedrigeren Zölle, das Weiterbestehen der schweizerischen Baumwollweberei ernstlich in Frage stellen. Es kommt hinzu, daß sich die bedrohten Betriebe vorzugsweise in Gebieten befinden, die durch die Weltkrise in ganz besonderem Maße betroffen worden sind und wo andere Erwerbsmöglichkeiten nicht bestehen. Auch nach dieser bescheidenen Erhöhung bleiben die schweizerischen Baumwollgewebe-Zölle absolut und im Vergleich zu denjenigen des Auslandes niedrig.

Bei der Festsetzung der neuen Zölle sind selbstverständlich die bestehenden handelsvertraglichen Bindungen in vollem Umfang gewahrt worden. Es darf speziell hervorgehoben werden, daß die englisches Einfuhr in die Schweiz nicht nennenswert tangiert wird und zudem der Bundesrat der britischen Regierung gegenüber erneut seine Vereinfachung ausgesprochen hat, mit ihr über die Großbritannien besonders interessierenden Zollfragen in freundschaftliche Besprechungen einzutreten.

Begegnung

mit Erich Maria Remarque

E. K. ... Nichts zu suchen war mein Sinn — als Schneefälligkeit. Am fernen Zaun des unermesslichen weißen Linnens trieb eine dunkle Klause den Schuppen hinan, die Karawane der Etkläufer. Was sagt das Krosen Bäuerlein dazu, das noch vor 25 Jahren brummt, diese Leute mit den „Brettl“ bezeugen ihm seine Wiese? Kroja wird immer berückender. „Spigenleistung“ der Natur, entscheidet eine Dame aus der Topfbene. — Stimmt. „Werden Sie“, fragt die Auswendigwässerin der Freudenliste, „Remarque oder Mag Reinhardt besuchen?“ — „Nein“, beteuere ich, „Gäste soll man schonen, abgesehen davon, daß der eine der beiden in einer Gesellschaft, wo wieder einmal erörtert wurde, ob auf dem Mars Menschen wohnen, erklärt haben soll: Auf gesunden Planeten gibt es keine Menschen sind eine Krankheit der Erde.“ Au berühmte Menschen hängt man Anekdoten wie an Christbäume den Wigtand. Können sie dafür?

Erich Maria Remarque

Er hat zu Herzlichkeit gegen Journalisten keinen Grund, von denen einige ihn am liebsten von dem Baron von Münchhausen abhahmen ließen, während andere beweisen, daß sein Name nur chinesisch gelesen werden darf, von hinten nach vorn.

Ein einfaches Zimmer in der Zurückgezogenheit einer Pension. Der Tisch überfällt mit Manuskriptseiten aus dem „Weg zurück“. Von Remarque dachte ich wie im „Wilhelm Meister“ die Debattierenden von Hamlet: „Wohin muß er sein.“ Aber welche gespannte Frage! Da oben, wo alle mit ihrer braunen Haut, dem Geschenk der Sonne, prahlen dürfen, spürt man, daß dieser von der Arbeit Befessene sich den Sport verfaßt, bis er den letzten Punkt hinter sein zweites Buch gesetzt hat.

Unser Gespräch gerät anders, als ich wählte. Die Rollen sind vertauscht. Er ist der Fragende, der Witternde, das Urteil Fordernde aus der Stimmernis des Schaffenden heraus, der aus lauter Zerknirschung des eigenen Wertes es in gewissen Augenblicken nicht mehr zu kennen glaubt, denn das Göttergeschick des „naiven“ Schaffens ist wohl keinem heutigen Erzähler mehr zuteil. Er fragt: „Finden Sie den Weg zurück nicht zu lang?“

„Nawohl!“ So militärisch gerade heraus wage ich sonst dem genus irritabile vatum nicht zu antworten.

Er: „Und ich fürze doch, seit ich es schreibe: Von zweitausend Seiten auf tausend, von fünf-hundert... ich weiß nicht bis wohin. Scheinen Ihnen die Arzakerinnerungen im „Weg zurück“ retardierende Elemente? Wenn ich die Schilderung des letzten Gefechtes und Rückmarsches an die Spitze des Buches stelle?“

Ich: „Sie agieren ja mit den Erinnerungs-massen wie ein Feldherr mit seinen Truppen. Sie verschieben sie, holen sie zurück, setzen sie ein und verlieren auch Truppen. Wenn Sie diese paden-

den Szenen an den Anfang stellen und mit der traurig-ersten Vision der französischen Schlachtfelder das Buch dramatisch anfängeln, so müßte der „Weg zurück“ auf den Schlachtfeldern, von wo er ausgegangen. Ein desperates Gleichnis!“

Er (mit tieferem, bohrendem, fast wildem Blick): „Ich bin diesen Weg zurück wie so viele auch gegangen. Vor zwei Jahren auf der Unterde Frankreichs. Was immer man sage, man hat das Frauen in den Niederlande. Es ist, wie wenn der Krieg noch unheimlich in der Atmosphäre läge, unentschieden, geisterhaft. Immer noch, langem! ... Ich werde aber wohl das Buch nicht mit dem Kreuzzug schließen, gedämpfter... Ich denke wohl an die Stelle, wo der Ach Erzähler, vom Anhauch der Natur überbrüt, fühlt, daß alles im Leben nur ein Vorbereiten und Wirken im Einzelnen, in vielen Fellen und Manäten ist...“

Ich: „Es ist die schöne und innerlich geküßte Stelle, wo Sie den neuen Weg zeichnen und das mutige Wort schreiben: Ich will anfangen! ... Vielleicht erwarten von Ihnen viele Leser die Schöpfung der andern Menschen, die ihrem Leben ein positives Vorzeichen gegeben haben, die der Krieg nicht zerbrosen hat, die vielmehr mit Mut und Wut in ein neues, ja sagendes Leben eingetreten sind...“

Aber kann man, dem jungen Autor, dem Menschen Remarque, der sich und dem andere das Leben nicht leicht machen, der den Ruhm wie das verkörperte Prinzip des Bösen haßt, zu widersprechen. Ich wüßte keinen Dichter dieser Zeit, der von den Vorzeichen einer phantastischen und nur erschreckenden Verharmlichung maniaer veräu-

lichen Gebrauch gemacht hätte als Remarque. Vielleicht werden die ersten und erst zu nehmenden Gegner seiner Bücher ihm doch dieses Soldaten-tum lassen, daß der junge Mann die ganze Tragwürdigkeit des Ruhmes durchschaut hat — von der andern Seite, der Seite des Todes, des Schlachtfeldes her. Daß das Ungeheure des Krieges nicht von einem Menschen her sichtbar und begriffen werden kann, daß tausend Bücher, aber-tausend Zeugen ihn anders sehen: Steiner weiß es wohl wie Erich Maria Remarque...

Manche Leser werden nun darauf brennen, was er mir denn geantwortet habe auf die Frage: „Sind Sie im Africa gewesen?“ Sie mögen einschuldigen. Aut diese Frage hätte ich mich in der Seele geschämt zu stellen... Ich habe einem Manne, der, wie immer es sei, den Krieg erlitten hat, die Hand gegeben.

Kleine Chronik

Verthold Feld, der Leiter der Schauspiel-schule des Deutschen Theaters in Berlin, ist nach längerem Leiden an den Folgen einer Operation gestorben. Er kannte Mag Reinhardt von seinen Bühnenaufgängen her, machte seinen Aufstieg in Berlin mit und hielt ihm in allen Nöthen die Treue. Als Leiter der dem Deutschen Theater angegliederten Schauspielerschule, die vor kurzem ihr 25-jähriges Bestehen feiern konnte, hatte Feld die Genußnahme, eine größere Zahl liberaler begabter Gelehrten heranzubilden, die rasch in die Reihen der Prominenten aufrückten. Persönlich hielt er sich immer bescheiden im Hintergrund. M. M.